

Ein Jahr danach

Sie sind 18 Jahre oder 19 Jahre alt, wenn sie die Schule verlassen. Mit einem Abitur in der Tasche, das für manche viel zu früh und viel zu plötzlich kommt. Für den Ernst des Lebens fühlen die meisten sich zu jung. Und einen Plan für das Danach haben die wenigsten von ihnen. Viele wollen erst einmal reisen, weiterkommen, die Freiheit genießen, etwas erleben, entspannen, sich orientieren. Jedes Jahr verlassen an die 8.000 Hamburger ihre Schule mit einem Abiturabschluss. Und jedes Jahr stellen sich ihnen zahlreiche Fragen, heute vermutlich so viele wie nie zuvor: Ein Freiwilliges Soziales Jahr? Weg von zuhause und für eine Sprachreise ins Ausland? Work-and-Travel in Australien? Oder lieber hier bleiben und gleich ein Studium beginnen? Oder doch eine Ausbildung? Egal, wie sich die Abiturienten entscheiden: Ein Jahr später sieht die Welt für alle anders aus. Die Suche nach dem eigenen Weg hat begonnen. Sie wissen, wie es sich anfühlt, wenn gewohnte Strukturen wegfallen, die Stundenpläne und Hausaufgaben. Die Autorin Andrea Weber und der Fotograf Andreas Bock haben vor einem Jahr damit begonnen, fünf Hamburger Abiturienten nach ihrer Schulzeit zu begleiten. Ihr Plan ist es, in den nächsten zehn Jahren festzuhalten, wie sie sich entwickeln. Wo, wie und mit wem leben sie – welche Pläne verfolgen sie? Welche Träume begleiten und welche Sorgen beschäftigen sie? Welche Erfahrungen prägen sie? Martje, Johann, Tilman, Leo und Lara sind einander in ihrem Schulleben in Hamburg-Altona alle irgendwann begegnet. Einige von ihnen haben die Schule gewechselt, andere ein Jahr wiederholt, am Ende aber hielten sie 2013 alle ihr Abiturzeugnis in ihren Händen. Andrea Weber und Andreas Bock haben sie ein Jahr später getroffen.

:: TEXT: ANDREA WEBER, FOTOS: ANDREAS BOCK ::



JOHANN

„Ich fühle mich frei!“

„Irgendwie bin ich so in mein Leben hineingeschlittert, aber besser könnte es überhaupt nicht laufen“, sagt Johann. Direkt nach dem Abitur hat er sein Studium in Hamburg begonnen. Auf das Fach Sozialökonomie fiel seine Wahl. „Eigentlich finde ich es besser, vor dem Studium zunächst was ganz anderes zu machen“, sagt er. Deshalb hatte er sich für ein soziales Jahr in Afrika interessiert und auch beworben. Als das nicht klappte, kam sein Entschluss ganz spontan. „Drei Tage vor Bewerbungsschluss habe ich losgelegt“, erzählt er. Den Platz bekam er auf Anhieb und ein paar Monate später auch die Traumwohnung, zusammen mit einem Freund. „Wir hatten ein Riesenglück“, erzählt er. Stress in der WG gibt es nicht. „Wir sind alte Freunde“, sagt Johann. Der eine kauft eher ein, der andere macht eher sauber. Sonntags steht Tatort-Gucken im gemeinsamen Wohnzimmer auf dem Programm. „Das ist Pflicht“, sagt Johann. Sein Stundenplan ist überschaubar. Es reicht, wenn er von 11 bis 15 Uhr an der Uni auftaucht. „In Prüfungsphasen muss ich natürlich büffeln, dann tauche ich für ein paar Wochen komplett ab“, erzählt er. Zeit haben, spontan sein können, frei sein, das ist ihm zurzeit am wichtigsten. Mit dem Geld, das er von seinen Eltern jeden Monat bekommt, ist er absolut zufrieden. „Ich habe 712 Euro und ich brauche 712 Euro für ein gutes Leben, mehr nicht“, sagt er. Selbstständiger ist er geworden im letzten Jahr, und offener für Neues, denkt er. „Anfangs interessierte mich eher die soziologische Seite meines Studienfachs, jetzt liegt mein Schwerpunkt beim betriebswirtschaftlichen.“ Irgendwann mal kann er sich vorstellen, in einer kleineren Firma zu arbeiten, wo er viele Bereiche aus dem breit angelegten Studium einsetzen kann. „Es kann aber auch ganz anders kommen“, sagt er und schmunzelt.



TILMAN

„Ich habe tolle Erfahrungen gemacht!“

„Mich hat das Politische gereizt“, sagt Tilman, „und an kleinen Punkten fädelt sich die ganze Problematik auf.“ Ein ganzes Jahr lang arbeitet er in einem Tagesaufenthalt für Obdachlose in Hamburg im Rahmen eines Freiwilligen Sozialen Jahres. Zwölf Monate lang, täglich von 8.30 Uhr bis 16.30 Uhr. Meist findet man ihn am Empfang der Einrichtung. Tilman sorgt dafür, dass die Leute das bekommen, was sie gerade brauchen: zu essen, eine Dusche, ein Gespräch etc. Auf Leute zugehen, das macht ihm Spaß, ist zum Teil aber auch frustrierend, denn Erfolge gibt es selten. Ein Studium im sozialen Bereich kommt aus vielen, aber auch aus diesem Grunde für ihn nicht infrage. Trotzdem weiß er: „So etwas werde ich vermutlich nie wieder erleben.“ Und die Erfahrung möchte er nicht missen. Für ein FSJ hatte er sich schon lange vor dem Abi entschieden und beworben. „Ich wollte einfach wissen, wie es danach für mich weitergeht“, sagt er. Und weil er im Haus seiner Eltern leben kann, kommt er mit den 440 Euro, die er monatlich verdient, gut klar. Nun aber hat er sich für ein Studium beworben. Medien- und Kommunikationswissenschaften interessieren ihn. Am liebsten würde er in Leipzig studieren. „Ich stelle mich aber eher auf Mannheim, Frankfurt oder Greifswald ein“, sagt er. Die Konkurrenz ist groß, aber für Tilman ist klar, dass Kulturarbeit „sein Ding“ ist. Musikfestivals oder Konzerte organisieren, das könnte er sich vorstellen. „Ich finde Leute cool, die sich reinhängen, die Neues und Überraschendes zusammenbringen und die ihren eigenen Stil haben“, sagt er. Grundsätzlich muss die Stimmung gut sein, findet er. Nur dann „ist wirklich Musik drin, im Leben. Es muss Spaß bringen, sonst kann es nicht gut werden“, sagt er. Und deshalb muss auch die Berufsentscheidung für ihn stimmen.



LEO

„Alles wird gut!“

„Kinder sind für mich das Allergrößte“, sagt Leo. Deshalb möchte er unbedingt Kinder- und Jugendtherapeut werden. Strukturen sehen, Probleme analysieren, die menschlichen Abgründe begreifen, das reizt ihn. „Ich glaube, ich kann gut mit Menschen umgehen“, sagt er. Vielleicht hat das ja auch mit seinem kleinen Bruder zu tun, um den er sich oft kümmert. Seit seine Mutter eine Ausbildung zur Erzieherin begonnen hat, holt er den Bruder vom Kindergarten ab, geht mit ihm auf den Spielplatz, kauft ein oder kocht ein Mittagessen für ihn. „Wir halten absolut zusammen“, sagt er. Seinen Job bei der Staatsoper bekam er über Freunde. Kleine Rollen im Hintergrund, oft mehr als 60 Stunden. Dem Arbeitsamt genügt das nicht. Weil die Familie zum Teil Unterstützung bekommt, muss er ständig auf dem Amt antreten. „Es ist zermürbend“, sagt er. Als er ein Praktikum in Berlin machen wollte, musste er für diese Wochen extra Bildungsurlaub beantragen. In solchen Situationen hilft ihm immer sein Motto: „Annehmen und akzeptieren!“ Nun aber zieht es ihn nach Berlin. Ob er sofort einen Studienplatz bekommt, steht noch in den Sternen. Den nötigen Abschnitt hat er wahrscheinlich nicht. „Vielleicht habe ich ja Glück, oder aber ich muss Umwege gehen“, sagt er. Und das ist auch kein Problem für ihn, denn seine Planung hat er auf viele unterschiedliche Füße gestellt. „Falls alles nicht klappen sollte, habe ich eine Zusage für ein Freiwilliges Soziales Jahr in einer Schule schon in der Tasche“, erzählt er. Dort hatte er sein Praktikum gemacht und gesehen, welche Arbeit Sozialpädagogen in Schulen leisten können. „Das reizt mich auch“, sagt er. Trotz allem, das Jahr nach dem Abi war wichtig für ihn, findet er. „Ich brauchte Abstand, Zeit zum Nachdenken, zum Nichtstun, zum Jobben und ich wollte einfach mal abwarten, was so passiert.“ Die große Liebe zum Beispiel. Mit der will er in Berlin auch gleich zusammenziehen. „Das stimmt so“, sagt er.



LARA

„Ich habe noch Zeit“

„Manchmal fallen mir die deutschen Worte nicht mehr ein“, sagt Lara. Vor wenigen Tagen erst ist sie aus London zurückgekehrt. Im Oktober 2013 hatte sie sich bei einer Organisation als Au-Pair Mädchen in England beworben. Sie hatte Empfehlungsschreiben eingeholt und ein Vorstellungsgespräch absolviert. „Ich wollte die Sprache lernen“, sagt sie. Ein Londoner Vorort wurde ihr Zuhause. Dort betreute sie einen kleinen Jungen. Morgens weckte sie ihn, zog ihn an, wärmte ihm die Milch auf und bügelte die Wäsche bis um 10 Uhr die Oma kam. „Eigentlich brauchten die mich gar nicht“, sagt Lara. Als ihre Gastmutter während eines Streits handgreiflich wurde, packte sie Hals über Kopf ihre Sachen und flüchtete zu einer Freundin. „Ich weiß jetzt, dass ich eine Menge aushalten kann“, sagt sie. Für 70 Pfund pro Woche. In der zweiten Familie erging es ihr besser. Statt auf Kinder sollte sie nun auf einen Hund aufpassen. Ihr Englisch ist jetzt fast perfekt, denn zweimal pro Woche besuchte sie einen Sprachkurs. Und auf ihr Zertifikat kann sie stolz sein. „Damit könnte ich sogar nach Kanada oder Neuseeland emigrieren“, erzählt sie. Trotzdem würde sie diesen Weg nicht noch einmal gehen. „Als Au-Pair gehört man nie richtig dazu“, findet sie. Auf die Erfahrung möchte sie aber auf keinen Fall verzichten. „London ist eine verrückte Stadt“, sagt sie, „aber nichts für immer.“ Wohin ihre berufliche Reise gehen soll, das wusste sie sogar schon während der Schulzeit. Sie möchte Geschichte studieren. „Am liebsten würde ich an historischen Filmen mitarbeiten“, sagt sie. Oder im Museum. Jetzt hat sie ihren Koffer fast schon wieder in Berlin. Für ein halbes freiwilliges soziales Jahr im Altersheim. „Das will ich unbedingt machen“, sagt sie. Sie ist gerne für andere da, denn das macht glücklich, weiß sie.



MARTJE

„Das ist MEIN Beruf!“

„Manchmal komme ich von der Arbeit, lege mich auf den Fußboden und schlafe sofort ein“, erzählt Martje. Sie ist Hebammenschülerin in Berlin-Neukölln. Drei Jahre hat sie vor sich, bestimmt von ständigem Wechsel zwischen Schul- und Praxiszeiten, zwischen Früh-, Spät-, und Nachtschichten. Dass die Ausbildungsplätze begehrt sind, war ihr klar. Deshalb hat sie direkt nach dem Abitur zwei Monate lang ein Praktikum im Krankenhaus gemacht. „Man muss sich schon gut überlegen, auf was man sich da einlässt“, sagt sie. Doch für sie selbst war die Sache glasklar. Seit ihrem 14. Lebensjahr und einem Sozialpraktikum im Krankenhaus steht ihr Plan fest. Sie möchte dort arbeiten, wo das Leben beginnt, allen Unsicherheiten, die dieser Beruf derzeit bietet, zum Trotz. „Mein Traum war Berlin“, sagt sie. Bewerbungsschreiben, Eignungsprüfung, Vorstellungsgespräche... Im November 2013 kam endlich die Zusage. Sie fand eine Wohnung, groß genug für eine Vierer-WG. Eigentlich ist alles so gelaufen wie sie es sich gewünscht hatte. Doch ihr Alltag ist viel härter als sie je gedacht hätte. „Die Arbeit bestimmt komplett mein Leben“, sagt sie. Freundschaften müssen da hinten anstehen, weil ihr einfach die Kraft fehlt. „Meine Zeit für mich ist mein größter Luxus“, sagt sie. Ruhiger sei sie geworden, selbstsicherer, aber auch zerbrechlicher. „Ich fühle mich erschöpft, aber auch total lebendig“, sagt sie. Trotzdem will sie helfen, sich einbringen, so gut es geht. Sie setzt sich zu den Wöchnerinnen ans Bett, bürstet ihnen die Haare, hilft beim Stillen und hört ihnen einfach zu. „Ich bekomme dafür so viel Dankbarkeit“, sagt sie. Und für ihre Arbeit bekommt sie ein Gehalt, das sie sich selbst ganz alleine erarbeitet hat. Genau 713 Euro netto verdient sie im ersten Ausbildungsjahr. „Das reicht für ein Leben, in dem man keine Zeit hat Geld auszugeben“, sagt sie. Von der großen WG hat sie schon wieder genug, „das passt nicht mehr“, findet sie. Es passt jetzt die erste gemeinsame Wohnung mit dem Freund, und die hat sie auch schon – fast – gefunden. „Es ist verrückt“, sagt sie, „aber ich weiß, dass das gut wird.“